

# Erzgebirgische Heimatblätter



Beilage der Obererzgebirgischen Zeitung

Nr. 22. — Sonntag (Trinitatisfest), den 27. Mai 1934.

Druck und Verlag von Friedrich Seidel, Buchholz i. Sa., Karlsbader Straße 21. — Fernruf Nr. 3242 u. Nr. 3243.

## Pfingstwanderfahrt durchs Erzgebirge

Am liebsten vor den Toren bring ich mein Pfingsten zu,  
In ein Gefild verloren voll sommerlicher Ruh.  
Wenn ferne Glocken spielen und alles um mich schweigt,  
Da mein ich wohl zu fühlen den Geist, der niedersteigt.

Wer von uns hätte das nicht empfunden in den herrlichen  
Pfingstfeiertagen, die uns Gott der Herr in unserem schönen

worden, nun sang man mit den Walddörslein um die Wette:  
Heimat — wie bist du so schön. Unser Bild zeigt die erzgebir-  
gische Jugend in schmucker Hitleruniform auf froher Wanderrast.  
Man sieht es den fröhlichen Gesichtern an, daß solche Rast im  
Walde ein gar köstlicher Genuß ist. So gut wie hier in freier  
Waldluft schmeckt das Butterbrot zu Hause bei Müttern doch  
nicht und wäre es noch so schön belegt. Das Wandern schafft  
einen guten Appetit. Man muß solch frohe Wanderjugendfahrt



Erzgebirgsjugend bei der Wanderrast

Erzgebirge beschert hatte. Mit Nacht zog es uns hinaus in  
Gottes freier Natur, die sich im schmucken Maiengrün so feier-  
täglich geschmückt hatte. Gerade bei uns im Erzgebirge bieten  
die frischen Wälder inmitten des dunklen Bergwaldes ein so  
wundervolles Bild, an dem sich Herz und Augen weiden können.  
Voll tiefer Andacht standen wir wohl vor den weiten Wald-  
tälern, die sich von Berg zu Berg ausspannten. Überall klan-  
gen fröhliche Wanderlieder und insonderheit war die deutsche  
Jugend auf froher Wanderfahrt voll des Glücksgefühles über  
die Ferienzeit, in der die Pfingstwanderung zu einem Hochziel  
wurde, das man so oft ersehnt und erträumt hatte, wenn man  
in dumpfer Schulküche seine Pflicht erfüllen mußte, dieweil von  
draußen herein gar neckisch der erste Frühlingssonnenstrahl  
lockte. Nun waren die Ferienwanderpläne Wirklichkeit ge-

selbst miterlebt haben, um das nachzuempfinden. Von nah  
und fern sind die Wandergruppen diesmal in unsere Berge ge-  
kommen. Immer mehr wird im deutschen Vaterland unser  
Erzgebirge als das rechte Wanderland bekannt. Bei den heuti-  
gen günstigen Verkehrsmöglichkeiten per Auto und per Bahn  
fallen ja auch all die Schwierigkeiten einer beschwerlich langen  
Reise fort. Wie schnell ist man mit dem Auto am Ziel, wie schnell  
weit, weit weg von der großen Stadt, mitten im Walde, mitten  
in den Bergen, auf denen die Luft viel frischer, viel freier weht.  
Die Last auf dem Rücken wird federleicht inmitten der wohltau-  
enden Kühle unserer Wälder. Kein Wunder also, daß während  
der Pfingstfeiertage unser Erzgebirge das Ziel vieler froher  
Wanderfahrten wurde. Unsere Jugend hat das längst erkannt,  
in Scharen strömt sie zu uns und wir freuen uns, daß sich auch

verantwortungsbewusste Führer finden, bei aller Freiheit des Wanderns der Jugend auch die nötige Disziplin anzuerziehen, Auch zur frohen Wanderschaft gehört eine gewisse Ordnung. Insbesondere gilt es, auf Sauberkeit beim Verlassen der Lagerplätze zu achten, beim Abkochen muß der Wald vor Feuerfahden bewahrt bleiben, kurzum, überall gehört Bedachtsamkeit der Jugendführer dazu, damit die Wanderfreude auch durch nichts getrübt wird. Das nachfolgende Wanderliedchen soll uns sagen, was eines rechten Wanderers Herz erfreut und uns den Wandertag zu einem Tag frohen Erlebens machen kann:

Mich grüßt der Hain, mir lacht der See,  
Mir winkt der Auen Grün.  
Mich kennt im Forst das flinke Reh,  
Weil ich ein Wanderer bin.

Mein Auge jubelt froh dem Aar,  
Stets heiter ist mein Sinn,  
Mein Herz ist wie der Quell so klar,  
Weil ich ein Wanderer bin.

Die Blumen laß ich ungefüßt,  
Am Wegesrande blüh'n.  
Sie sind mir mehr als Goldeswert,  
Weil ich ein Wanderer bin.

Und bin ich müd' an meinem Ziel,  
Leg' mich zur Ruhe hin,  
Dann fragt die Welt nach mir nicht viel,  
Weil ich ein Wanderer bin.



## Zwischen Grenzen und Paschern

Von Kurt A. St. Jentkiewicz

### Die geräuschlosen Kaufleute.

Vom Emmerich bis Aachen — das ist ihr Revier, und weit hinein ins Reich haben sie ihre Fäden gespannt. Ueber den Rhein hinaus, bis ins Industriegebiet, ja bis nach Hamburg, nach Hannover und Mitteldeutschland überschwemmen sie das Land mit „gepackten“ Waren, mit Schmuggelgut, mit Zigarettenpapier, Kaffee und Zucker. Allein im Bezirk des Hauptzollamts Aachen wurde im Jahre 1932 etwa 60 000 Personen Schmuggelware abgenommen. Sechs Millionen Zigaretten konnten beschlagnahmt werden, 45 000 Zigarren, 12 000 Kilogramm Tabak, 74 000 Kilogramm Kaffee und 120 000 Pakete Zigarettenpapier. Dabei mußte die Zollbehörde nicht weniger als 800 zum Schmuggel benutzte Fahrräder, 105 Personenkraftwagen, 38 Motorräder und 24 Lastautos sicherstellen. Dies alles allein im Bereich eines einzigen Zollamts, dessen Grenzstrecke nur 56 Kilometer beträgt!

Von Emmerich im Norden bis hinunter nach Aachen, das ist das Dorado der „geräuschlosen Kaufleute“, die auf weichen Sohlen durch die dichten Wälder an der Grenze streifen, in Nacht und Nebel quer durch den Busch, über Heide und Acker ihre schweren, mannshohen „Bügel“ schleppen — stets gewärtig, daß aus irgend einem Schlupfwinkel ihnen der verhasste Ruf „Halt, Grenzbeamter!“ entgegenschallt. Die Gefahr für die Schmuggler ist groß, groß aber auch der Verdienst, wenn der „Stoß“ glückt und die Ware im Hinterland abgeliefert werden konnte.

Früher . . . ja, da war der Schmuggel ein Kinderspiel gegen heute. Auf 550 Kilometer Grenzstrecke im Westen kamen genau 580 Grenzbeamte. Aber als mit zunehmender Arbeitslosigkeit das Heer der Schmuggler lawinengleich answoll, als die Sorglosigkeit der „Geräuschlosen“ so sehr wuchs, daß sie in ganzen Professionen zu fünfzig, zu hundert, ja, sogar bis zu dreihundert Mann seelenruhig über die Grenze zogen und das Land mit unverzollten, unverschuldeten Waren versuchten, da mußte das Reich einen Riegel vorschieben, um den gesetzmäßigen Handel

vor dem Ruin zu bewahren. Im vergangenen Jahre wurde die Zahl der Grenzer verstärkt, und heute kommen auf jedes Kilometer Grenze rechnerisch zweieinhalb Beamte. Man nahm den Großkampf auf. Hart und unerbittlich ging die Behörde vor. Der Erfolg? Die statistischen Angaben des Hauptzollamts Aachen beweisen ihn beispielhaft. Und doch muß man bedenken, daß nach den Feststellungen der Zollverwaltung auf einen gefassten Schmuggler neunzehn kommen, die ungehindert ins Hinterland gelangen. Daraus mag man ermessen, wie groß der Schaden ist, der der deutschen Volkswirtschaft durch den Schmuggel zugefügt wird, wie hoch die Beträge sind, die Tag für Tag, ohne die Devisenkontrolle zu passieren, ins Ausland gehen. In erster Linie sind es die Unterstüßungsgroschen der Arbeitslosen, die in die Taschen der Schmuggler fließen, da die „gepackten“ Waren in der Regel erheblich billiger abgegeben werden als gleichwertige deutsche Erzeugnisse. Es ist also nicht zuletzt Geld des Reiches und der Kommunen, das auf dem Umweg über die Schmuggler ins Ausland gelangt.

Man sagt: der Schmuggel an der deutschen Westgrenze in seiner augenblicklichen Form sei kein kriminelles, er sei ein soziales Problem. Gewiß . . . aber doch nur sehr bedingt. Es läßt sich nicht bestreiten, daß die furchtbare Arbeitslosigkeit vor allem in den dichtbesiedelten Gebieten an Ruhr und Niederrhein den Nährboden für eine solche Entwicklung schuf. Es ist ja nur ein Kaffeesprung bis nach Holland, bis nach Belgien hinein, wo das Pfund Kaffee 80 Pfennig und das Pfund Tabak auch nicht viel mehr kostet.

Die deutsche Grenze im Westen ist an manchen Stellen durch die Willkür des Versailler Diktats, die vor allem in der Gegend von Aachen und Monschau zu verbrecherischer und gallebitterer Ironie wird, geradezu eine Aufforderung zum Schmuggel geworden. Da gibt es eine heute belgische Bahnstrecke, die in weitem Bogen deutsches Land durchschneidet — da läuft eine deutsche Straße kilometerweit durch belgisches Gebiet. Und rechts und links von ihr stehen die Schmuggelbuden, verkaufen ungehindert ihren Tabak, ihre Zigaretten und ihren Kaffee, und wenn die deutschen Grenzer vorbeikommen, dann schallt ihnen höhnisches Lachen entgegen . . .

Man sagt: der Schmuggel sei ein soziales Problem. Ja! Die Arbeitslosigkeit ist die Zutreiberin. Sie verführt die Menschen zum Kauf der Schmuggelware. Sie treibt die Bewohner der nahen Grenzstadt dazu, ihren Bedarf jenseits der Grenzpfähle zu decken. Sie jagt die jungen Burtschen, die mit sich selbst und ihrer Zeit nichts mehr anzufangen wissen, den Großunternehmern in die Hände, die sie als Träger verpflichten.

Aber der Schmuggel ist auch eine Krankheit, welche die Bewohner des Grenzlandes wie eine Seuche überfallen, ihr Blut vergiftet hat. Sie müssen schmuggeln, auch wenn sie es gar nicht nötig haben. Und schließlich: der Schmuggel ist auch ein Verbrechen, ein übles, verabscheuungswürdiges Verbrechen, für das es keine Entschuldigung gibt. Den Schmuggel aus Not kann man verstehen; auch das „Paschen“ als Leidenschaft ist begreiflich; im Großschmuggel jedoch, bei dem der Unternehmer im Hintergrund bleibt und die Kastanien von seinen schlecht bezahlten, immer gehezten und gefährdeten Trägern aus dem Feuer holen läßt, wird er zum eigentlichen Verbrechen, das keine Verschönerung verdient.

Das sind die größten, erfolgreichsten und gefährlichsten „geräuschlosen Kaufleute“, die Holländer, Belgier — aber auch die Deutschen, die sicher und geborgen ihre Puppen tanzen lassen, deren Beauftragte schwer bewaffnet in Panzerwagen die Grenze durchbrechen oder mit Trägerkolonnen das Grenzgebiet unsicher machen. Sie sind gefährlich, die Drahtzieher, weil sie selbst nie oder doch nur ganz selten einmal zu fassen sind, dafür aber die großen Gewinne einstreichen, die ihre Söldner, stets gefährdet und gehezt von den Grenzern, ihnen zutreiben.

### Nacht im Grenzwald.

Die Stadt ist klein und hat kein Gesicht. Auf Vorposten sieht sie zweckgebunden mitten in Aedern und Heide. Die beiden großen, gutgehaltenen Straßen, die sich in ihrem Herzen kreuzen,

fänden ihre Aufgabe: Grenzort, Ein- und Ausfallstor zu sein. Ein paar Kilometerlängen weiter liegt eine andere kleine Stadt, jenseits der Grenze, und sie unterscheidet sich in nichts von dieser.

Es ist Mittag. Die Straßen sind wie ausgestorben. In dem einzigen Hotel gibt es keinen Gast. Mißtraulich mustert mich die Wirtin, als ich ein Zimmer verlange. Wer bleibt schon hier in diesem Ort mit nur 2000 Seelen! Aber ihr Blick hellt sich auf, wird verstehend und geradezu freundlich, als ich nach dem Zollamt frage.

„... zur Straffachenstelle?“ Das nämlich ist die wichtigste Abteilung, und außer den Beamten selbst gibt es wohl keinen im Ort, der den Schicksalsgang zu ihr nicht schon angetreten hätte. Mein Kopfschütteln macht mich schon wieder verdächtig, und als ich erklärend hinzufüge, daß ich zum Zollrat möchte, schwindet der letzte Rest des Wohlwollens. Mürrisch weist sie mir den Weg.

Er ist auch nicht zu verfehlen; denn dort, wo die beiden breiten Straßen ineinander münden, steht grau und breit und massig das Amt, das die Stadt beherrscht und die Grenze. Die formvollendete Liebenswürdigkeit des Zollrats wandelt sich in Erstaunen, als er mein Anliegen hört.

„Sie wollen mit hinaus, Streife gehen, postieren?“ Es ist die Zeit, da Winter und Frühling auf der Scheide stehen. Noch klirrt der Frost in den Straßen, und verharrender Schnee liegt glashart auf den Feldern. Eine böse Zeit für die Grenzer. Lang und dunkel sind die Nächte, und wenn sie lange Stunden hindurch im Walde liegen oder versteckt in den Büschen stehen, dann fällt sie die Kälte an wie ein grimmiger Wolf und frißt sich auch durch die dicksten Mäntel und Pelze . . . Des Menschen Wille ist kein Himmelreich, scheint der Zollrat zu denken, läßt einen Schriftsatz ausfertigen, den ich zu unterschreiben habe, um darin zu bestätigen, daß ich gegen die Zollverwaltung keine Ansprüche geltend machen will, wenn mir etwas zustößt, und dann . . . dann darf ich Grenzer sein — für ein paar Tage.

Um elf Uhr nachts donnert es gegen die Zimmertür. „Aufstehen!“ Ich fahre in die Langschäfte, stecke den Kopf ins eiskalte Wasser, kriech in den Pelz und stolpere die steile Stiege hinab. Die Gäste im verqualmten Schantraum blicken auf.

Ein Fremder, der im Ort bleibt, ist verdächtig. Noch verdächtiger, daß er beim Zollrat war. Und wenn er gar des Nachts noch gestiefelt und eingemummt bis zur Unkenntlichkeit ausgeht, dann . . . Ich sehe, wie ein junger Bursche an der Tonbank sich zu seinem Kumpel hinüberbeugt; ich höre das geflüsterte „Das ist einer von der Fahndung!“ und lache still in mich hinein.

Die Straße ist dunkel. Die Stadt schläft. Es nähern sich Schritte. Plötzlich taucht vor mir eine Gestalt aus der Dunkelheit auf. Von der Mütze blüht der Zolladler. Der Postenführer. Während wir zum „Dienstkasten“ gehen, wo nach der Eintragung

ins Kontrollbuch der eigentliche Dienst beginnt, muß ich ihm hart auf den Fersen bleiben, so dunkel ist es. Ein paar Minuten später schon stampfen wir zu viert über holperige Feldwege.

Flüsternd macht mir der Führer die Gefechtslage klar. Wir werden etwa ein Kilometer von der Grenze entfernt zwei vielbelaufene Waldschneisen besetzen. Aber wir marschieren nicht geradeswegs dorthin. In weitem Bogen geht es über Acker und Wiesen, durch niedriges Gestrüpp und dichte Ginsterbüsche, denn der Anmarsch muß verschleiert werden, wenn wir Erfolg haben wollen.

Niemand spricht mehr. Die Schritte der Grenzer sind weich und wiegend. Sie wissen, wie man sich im Gelände bewegen

muß. Ihre Füße beherrschen die Kunst, trockene Aeste, die knacken könnten, erst beiseite zu schieben, ehe die Sohle auf den Boden aufsetzt. Nur ich stolpere trotz größter Vorsicht anfangs immer wieder über Ackerhollen, über knorrige Wurzeln oder abgebrochene Aeste.

Ich sehe nichts als vor mir die dunkle, drohende Masse des Grenzwaldes, die uns bald verschluckt. Wir trennen uns. Zwei Beamte gehen weiter. Der Führer und ich legen uns in den Hinterhalt. Dann und wann krächzt eine Krähe, klagend tönt des Waldkauzes Ruf; die Bäume ächzen und stöhnen, vom Nachtwind bewegt. Wir warten. Eine Gestalt streicht dicht an uns vorüber. Ein junger Bursche, die Mütze fest ins Genick geschoben. Er geht zur Grenze.

Nichts als die große, kirchenhafte Stille des Waldes ist um uns und das Orgeln der hohen Kiefern. Die Kälte ist barbarisch. Eine Stunde vergeht, eine zweite. Oh, man muß Geduld haben als

Grenzer! Viele Nächte können vergehen, ohne daß man einer Menschenseele begegnet, geschweige denn einem püngeltragenden Schmuggler.

Wir „brechen“ die Postierung „ab“ und stoßen hundert Meter weiter auf die beiden anderen. Kriegsrat. Hier sind mehr vorbeigezogen. Erst drei, dann fünf und schließlich noch ein paar. Die gingen hinüber. Die beiden anderen Beamten werden nun am „abgebrannten Weg“ postieren, wir bleiben hier und legen uns ein paar Meter vom Weg entfernt durch Büsche gedeckt in eine Bodenvertiefung. Das Sichtfeld ist frei. Etwa hundert Meter weit gibt es nur niedrige Kuffeln.

Schritte. Wieder ein Bursche, der zur Grenze zieht. Wir haben jeder einen Ginsterstrauch in der Hand, um unsere hellen Gesichter verdecken zu können. Jetzt kommt etwas von der Grenze. Der Späher, der das Gelände absucht. Wir drücken uns an den Boden. Er ist vorbei und hat uns nicht gesehen. Ein paar Minuten später folgen ihm zwei andere. Auch diese schluckt die Nacht, ohne daß sie uns aufgestöbert haben. Jetzt müßte die Kolonne kommen. Und sie kommt. Sie scheint ganz sicher zu sein, denn von fernher hört man das Trappeln ihrer

(Fortsetzung siehe Seite 6.)

## Ludwig Richter

Zum Gedächtnis des vor 50 Jahren am 19. Juni 1884 verstorbenen deutschen Malers und Künstlers.



Was kann schöner sein, was kann mehr erfreun,  
Als ein Abend im Lenzen?

Wenn der Blümlein Duft, rings erfüllt die Luft  
Und die Abendwolken glänzen.

Dann geht man hinaus, läßt zurück das Haus.  
Setzt sich auf den weichen Rasen,  
Hört den süßen Schall von der Nachtigall  
Und der Hirtenflöte Blasen.



# „Graf Zeppelins“ Pfingstfahrt über unserem Erzgebirge

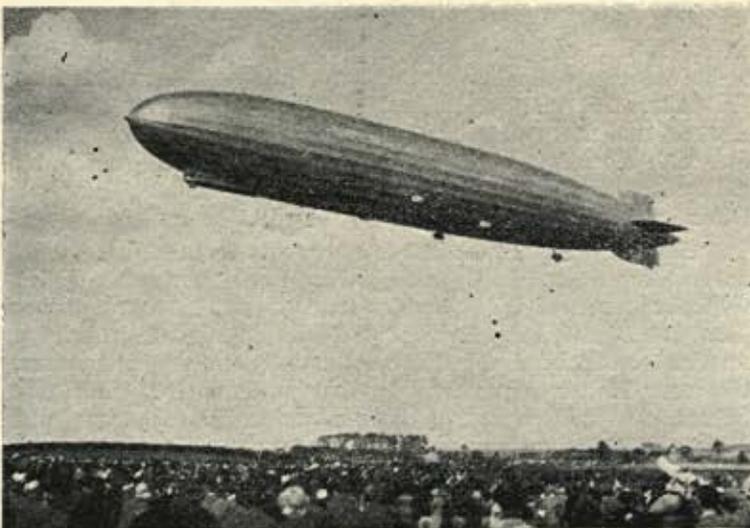
Bilder aus alter und aus neuer Zeit.

Welch eine Pfingstfreude war es, insonderheit für die Bewohner unseres Schwarzenberger Lesebezirkes, am 1. Pfingstfeiertag den „Grafen Zeppelin“

in hellem Frühlingssonnenschein begrüßen zu können. Wir hatten in unserer Pfingstausgabe der „Obererzgebirgischen Zeitung“ bereits die genaue Reiseroute des Luftschiffes bekannt gegeben, welche „Graf Zeppelin“ von seiner Fahrt nach dem deutschen Osten auf der Heimreise nach Friedrichshafen nehmen würde. Am Rundfunk hatte man bis in später Nachtstunde wohl mit dem Luftschiff in rein persönlicher Verbindung gestanden und im Geiste an der Fahrt teilgenommen, die überall im Vaterlande so helle Begeisterung hervorgerufen hatte. Am 1. Feiertag machte man sich dann aber auf die Beine, um von einem unserer Berge aus die Fahrt des stolzen Luftschiffes überm Erzgebirge beobachten zu können. Pünktlich, wie gemeldet, wurde der Luftriesen am Himmel sichtbar. Welch eine Freude war da auf unseren Erzgebirgsbergen. Auf dem Scheibenberg war Hochbetrieb. Zu Fuß und per Auto war man gekommen, das Luftschiff zu beobachten, welches diesmal nicht über Annaberg, Buchholz flog, sondern weiter ab seine Reiseroute von Chemnitz über Herold, Thum, Jahnabach, Thalheim, Meinersdorf, Aue, Neustädtel, Schneeberg und weiter nach Bad Elster genommen hatte. Ein majestätischer Anblick ist das gewesen. Wie Silber leuchtete der Leib des Luftriesen im Pfingstsonnenschein auf. Die Begeisterung der Bevölkerung war überall unbeschreiblich. Am Sonntag, den 14. September des Jahres 1930 war es uns schon einmal vergönnt, den stolzen Beherrscher der Lüfte, der die Welt umflog, in unserem Erzgebirge zu schauen. Unsere Bilder mögen heute an jenen Freudentag erinnern. Wir erinnern uns, wie das Luftschiff unmittelbar damals über Buchholz, Annaberg erschien, wie es Elsterlein, Scheibenberg und all die Ortschaften unserer engeren Heimat überflog, wie es seine Bahn vorbeilenkte an dem Schwarzenberger Schloß. Bei Reichenbach im Vogtland haben viele von uns wohl auch jene Landung des Luftschiffes am 28. September 1930 miterlebt. Das Erzgebirge war immer in heller Begeisterung, wenn des Grafen Zeppelin Luftriesen über die Berge unserer Heimat flogen. Ueber 20 Jahre ist es her, als das zum ersten Male geschah. Damals war es das Zeppelin-Luftschiff Sachsen, welches von Leipzig nach Schwarzenberg flog und zum Auswechseln seiner Passagiere eine Landung am Fuße des Pöhlberges vornahm. Auch daran erinnern wir unsere Leser heute im Bilde. Jenes stolze Luftschiff „Sachsen“ kam während des Krieges als Militär-Luftkreuzer „L. 4“ in Dienst und wurde von russischen Abwehrgeschützen abgeschossen. Unweit des damaligen Hauptquartiers von Hindenburg wurde es dann geborgen. Die Zeppeline haben in der deutschen Geschichte aber ihre ruhmreiche Stellung behauptet. Insonderheit hat „Graf Zeppelin“, den wir am Pfingstsonntag auf seiner Fahrt im Erzgebirge begrüßen konnten, dem deutschen Namen nach verlorenem Kriege wieder Weltgeltung verschafft. Es hat wohl niemand gehnt, daß das Erbe des Grafen vom Bodensee, der einst gegen den Hohn und das Mißtrauen der Menschheit seine Lufteroberungspläne durchzusetzen hatte, dermaleinst die Aufgabe zu erfüllen haben würde, eine ganze Welt in friedlichem Wettbewerb wieder für die deutsche Großtat zu begeistern, daß jemals in Friedrichshafen ein Luftschiff geschaffen werden könnte, das in seinem ganzen Aufbau bahnbrechend würde für den transozeanischen Verkehr, für den zahlreiche Piloten ihr Leben dahingegeben hatten. Auch in unserem Erzgebirge fand jener Appell Dr. Eckners, das Luftschiff zu bauen, lebhaftes Echo und freudig opferte man im felsenfesten Vertrauen auf das dann ja auch glänzend erfüllte Geschehen. Es kamen dann die Probefahrten, die zahlreichen Deutschlandfahrten und schließlich seine erste Fahrt nach Amerika, bei der das ganze deutsche Volk in fieberhafter Spannung blieb, bis die frohe Kunde kam: „Graf Zeppelin“ hat das Meer und den Sturm bezwungen, Deutschland, Deutschland über alles



Der begeisterte Empfang des Luftschiffes auf dem Tempelhofer Flughafen.

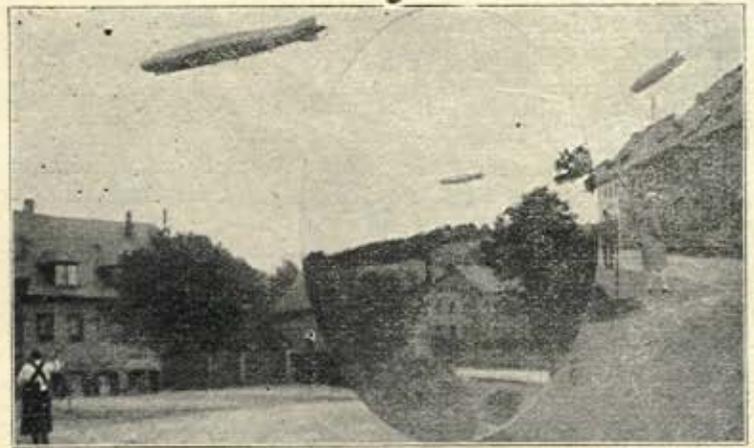


in der Welt. Ja, diese Weltumsegelung hat uns noch kein Zeppelin anderer Völker nachgemacht. Unerreicht ist kein Ruhm in aller Welt, unbeschreiblich aber auch der Jubel und die Hingabe unserer Erzgebirgsbevölkerung für das stolze Werk Graf Zeppelins, das seinen Schöpfer und Meister lobt, auch wenn dieser selbst schon unter tühlem Rasen schlummert. Sein Geist lebt fort in seinen Werken und just zum Pfingstfest ist es uns offenbar geworden, wie unter Gottes Segnung auch Menschengestalt lebt von Geschlecht zu Geschlecht und immer neue Auferstehung feiert. Des zum Zeugnis war die Pfingstfahrt des „Grafen Zeppelin“!

Nachstehend schildern wir nochmals kurz die Fahrt des Zeppelin am 1. Pfingstfeiertag nach Chemnitz und von da ins Erzgebirge:

Den Höhepunkt des 1. Feiertages bildete unzweifelhaft die Ankunft des Luftschiffes „Graf Zeppelin“, das auf seiner großen Deutschlandfahrt auch Chemnitz wieder die Freude seines stolzen Anblickes bereite. 2,30 Uhr war es, als die Meldung eintraf, daß es, vom Zittauer Waldgebirge kommend, über Baugen eingetroffen sei. Gegen 3 Uhr erschien es dann

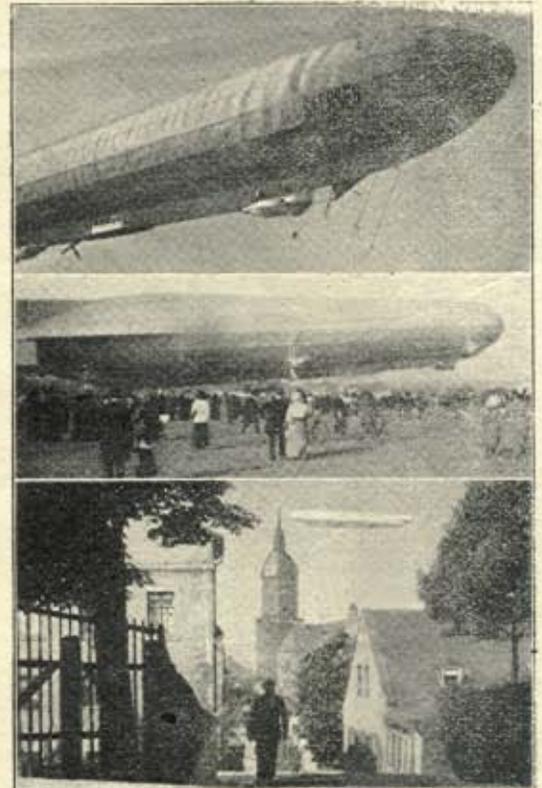
über unserer Landeshauptstadt, die es dann nach einer großen Schleife in der Richtung auf Radebeul wieder verließ. Da für die weitere Fahrt auch der Besuch Leipzigs vorgesehen war, konnte man mit seiner Ankunft in der 5. Stunde rechnen. Doch plötzlich kam die telephonische Mitteilung, daß „Graf Zeppelin“ etwa 3,40 Uhr Frankenberg in Richtung Chemnitz passiert habe. Wenige Minuten nur vergingen, bis das dumpfe Geräusch der fünf Motoren sein Raufen verkündete. In über 500 Meter Höhe zog es über Chemnitz dahin, um nur zu rasch in Richtung Thalheim—Aue zu verschwinden. Ueberall, wohin es im Erzgebirge kam, erregte es stolze Begeisterung der Bevölkerung, die sich meist auf den Höhen versammelt hatte, um so eindrucksvoller und länger Zeuge dieses unvergeßlichen Schauspielers sein zu können. Ueber Zwickau—Blauen in Richtung Hof fahrend, verließ das Luftschiff, das gegen ziemlich starken Gegenwind anzukämpfen hatte, unser Sachsenland.“



Das Luftschiff über Elterlein, Buchholz u. Scheibenberg im Jahre 1930.



„Graf Zeppelin“ über Schwarzenberg im Jahre 1930



Zeppelin-Landung vor 20 Jahren im oberen Erzgebirge.

### Es singt un klingt bei unner altn Leit . . . .

Nicht nur die Jugend ist's, die in unserem Erzgebirge der „Hamit“ Lied in Sang und Klang pflegt, sondern auch „de alten Leit“ greifen zur „Zupp-Geig“ und singen ihr Liedel der „Hamit“. Unser Anton Günther weiß das von seiner Mutter her, wie gerade „unnere alten Leit“ an ihrer „Hamit“ hängen, darum hat er ihnen wohl auch selbst ein Lied gewidmet: „Ehrt de alten Leit!“ . . . So wollen auch wir es heute halten, wollen mit unserem nebenstehenden Bilde eine alte liebe Buchholzerin ehren, die am 29. Mai 1856 in unserer Bergstadt geboren und wohl ihr ganzes Leben hindurch in ihrer Art Heimatfang und -Klang gepflegt hat. Wievielen hat sie das erzgebirgische Herz erst recht aufgeschlossen, wenn sie zur Laute griff und in ihrer schlichten Art ihre erzgebirgischen Lieder vortrug. Noch im hohen Alter pflegt sie „unnere Hamit Lied“ und wir freuen uns mit ihr, wenn sie aus dem Bilde heute zu uns grüßt. Möge ihr der Herrgott noch manches Jahr voll frohen Sang und Klang bescheren, bis wir ihr wohl selbst einmal das von ihr so gern gesungene Lied vom „Feierohmd“ singen werden.

„Gar manichs Herz hot ausgeschlogn, vorbei is Sorg un Müh',  
Un übern Grob ganz sachte zieht ä Kaufschen drüber hie — —  
— — — s is Feierohmd . . .“

Anna Silbert, Buchholz (nebenstehendes Bild) singt in hohem Alter noch immer ihr erzgebirgisches Lied.



(Fortsetzung von Seite 3.)

Schritte. Dunkle Gestalten kommen näher, Schatten, die sich aus unserer Froschperspektive gesehen, kaum vom dunklen Nachthimmel abheben.

Nun sind sie heran. Als der Erste an uns vorbei ist, knallen zwei Schüsse. „Halt! — Grenzbeamter!“

Mit einem gewaltigen Satz ist der Grenzer, der zusammengeringelt und geduckt neben mir gelegen hatte, blitzschnell mitten auf den Fußsteig gesprungen, und während er sprang, jagte er schon die beiden Schreckschüsse aus dem Lauf . . .

### Drei Mann von der Kolonne 3.

Wie wir es verabredet hatten, springe ich nach und stehe vor einem dunklen Etwas: ein Schmuggler, der sich hingeworfen hat. Fünf Meter weiter liegt ein zweiter.

Rasch wie ein Wiesel ist der Beamte in Richtung Grenze gelaufen. Der Strahl seiner großen Stablampe durchbohrt das Dunkel. Und wieder . . . „Halt! — Grenzbeamter!“ Jetzt hat er den Dritten.

Vor mir regen sich die beiden Schmuggler. Sie zittern vor Frost an allen Gliedern, und auch der Schreck über den plötzlichen Anschlag mag ihnen in die Knochen gefahren sein. Vergeblich versuchen sie sich von den schweren „Püngeln“ zu befreien, die ihnen fest auf den Rücken gebunden sind. Denn das ist auch so ein Trick der Schmuggelunternehmer. Früher richtete man die Traglast so ein, daß sie schnell von den Schultern gleiten konnte, falls ein Anschlag erfolgte. Dann war es leichter, zu entkommen. Jetzt aber, nachdem die Grenzaufsicht verschärft wurde und die Gefahr, erwischt zu werden, stieg, kam es zu oft vor, daß die Träger sich ihrer Last entledigten und das Weite suchten. Den Schaden hatte dann der Unternehmer zu tragen, der die Ware verlor. Durch die festgebundenen Püngel will er sie zwingen, sich selbst und die Ware zu retten.

Klänglich bitten die beiden Burschen, wenigstens aufstehen zu dürfen. Ich muß es ihnen abschlagen, denn es wäre zu leicht möglich, daß dann einer von ihnen entkommt. Schließlich bin ich ja allein mit ihnen. Der Beamte ist mit seinem eben gefaßten Opfer mehr als hundert Meter entfernt. Langsam kommt er näher, einen Mann vor sich her schiebend, der keine Last auf dem Rücken hat. Auch dieser muß sich auf den Boden legen. Während der Grenzer wieder auf die Suche geht. Nach weiteren Schmugglern . . . vor allem aber nach dem Püngel des Dritten.

Wieder bin ich allein. Nun mit drei Gefangenen, die langsam ihre Sicherheit wiedergewinnen. Sie schimpfen über den Schreck, den wir ihnen eingejagt haben, und über die Schüsse, die doch leicht hätten treffen können, obwohl sie ganz genau wissen, daß es Schreckschüsse waren. Einer versucht aufzustehen. Ich scheuche ihn nieder und mache ihn darauf aufmerksam, daß ich schießen müßte.

Innerlich lache ich zwar über diese Drohung, denn nach der Aufregung kriecht die Kälte wieder heran. Ich friere barbarisch und würde sicherlich nicht treffen, sondern Löcher in die Luft schießen. Aber die Pistole verschafft mir doch Achtung.

Nun kommen auch die beiden anderen Beamten, die durch den Lärm aufmerksam geworden sind. Während sich der eine am Absuchen des Geländes beteiligt, nehmen wir den Erwischten die Lasten ab und fragen sie aus. Jetzt dürfen sie aufstehen und ihre Nerven mit einer Zigarette beruhigen. Es sind friedliche Burschen, wie sich herausstellt. Berufsschmuggler, Träger der Kolonne 3., die in einer kleinen Stadt im Hinterland beheimatet ist. Gute Bekannte der Zöllner.

Nach einer Viertelstunde wird die Suche aufgegeben. Den dritten Püngel hat man gefunden. Sonst nichts, — und wir wissen doch, daß die Kolonne stärker war. Mindestens fünf oder sechs Mann sind entkommen. Sie haben den rettenden Wald erreicht, und es wäre sinnlos, sie dort aufspüren zu wollen.

Rasch geht die Körperuntersuchung vonstatten. Außer den Traglasten haben die Burschen nur ein paar Zigaretten in ihren Taschen und ihre — Stempelfkarten. Arbeitslose also, wie fast alle aus der großen Armee der Träger. Sie versuchen nicht,

sich zu entschuldigen. Ausflüchte hätten ja auch keinen Sinn. Sie nehmen ihr Schicksal hin wie etwas Wohlbekanntes. Auf ihren nächtlichen Gängen hatten sie Zeit genug gehabt, sich damit vertraut zu machen. Tabak und Kaffee haben sie getragen. Für wen? Sie schweigen. Aber schon bei der Feststellung der Personalien kommt es heraus. Der eine ist nämlich der Bruder des Kolonnenführers. „War der Zupp dabei?“ Den hätten die Grenzer nämlich zu gern wieder einmal gefaßt. Der Bruder nickt. „Borneweg!“ Wie immer also war der Führer als Vorläufer marschiert. Das können sie schon verraten, denn dem Zupp passiert ja nichts. Er selbst . . . nein, er selbst schmuggelt nie. Kein Mensch wird je in seinen Taschen etwas Zollpflichtiges finden. Und nur dann kann eine Bestrafung erfolgen.

„So, und nun macht, daß Ihr nach Hause kommt!“ beendet der Postenführer die nächtliche Verhandlung. Eigentlich hätten die Schmuggler ihre Püngel ja in die Stadt hineinschleppen müssen, aber wir wollen die Postierung noch nicht abbrechen. Vielleicht läuft uns doch noch etwas in die Arme. Es ist zwar nicht wahrscheinlich, daß in dieser Nacht noch eine Kolonne den Weg gehen wird, der durch den Anschlag „brenzlig“ wurde, aber man kann nie wissen . . . Vielleicht bilden sich die Pascher auch ein, daß wir in die Stadt zurückgekehrt seien und die Lust nun rein sein müsse.

Zwei Beamte bleiben zurück und legen sich in Deckung, während der Postenführer und ich uns quer durch den Wald zur Grenze hindurch schlagen. Es ist so dunkel, daß man fast mit jedem Schritt gegen einen Baum rennt, aber das Ortsgefühl der Grenzer ist so ausgeprägt, daß sie trotzdem ihren Weg finden. Richtig, gerade unterhalb der Heidbecker „Bude“ kommen wir heraus.

Das ist also die Grenze, die Schicksalslinie. Ein schmaler, sandiger Fußsteig. Und alle fünfhundert Meter etwa steht ein grauer, viereckig geschlagener Stein mit einer Nummer darauf.

Drüben das Haus liegt schon in Holland. Das ist die Heidbecker „Bude“, ein bekanntes und gefährliches Schmugglerneß. Ein breites, massiges Ziegelhaus mit anschließenden Ställen. Einsam . . . mitten in der Heide. Denn hier schneidet der Wald mit der Grenze ab.

Vor ein paar Jahren noch stand wirklich eine Schmuggelbude hier. Schnell aus ein paar Brettern zusammengefügt. Nun steht an ihrer Stelle ein stattliches Anwesen. Ja, der Verkauf an die Schmuggler ist schon ein lohnendes Geschäft.

Nichts regt sich. Kein Lichtstrahl dringt durch die dichten Fensterläden des Hauses. Wir wissen aber doch, daß noch Betrieb ist, denn der Hund, der nach Geschäftsschluß hinausgelassen wird, liegt eingesperrt.

Leise pirschen wir uns vorbei. Wir achten darauf, daß wir uns sofort hinwerfen können, wenn geschossen werden sollte, denn der Besitzer dieser Bude ist ein gefährlicher Mann, der die deutschen Grenzer, die sein dunkles Gewerbe stören, grimmig haßt. Vor ein paar Tagen erst hat er eine Streife aus seinem Jagdgewehr beschossen.

In dieser Nacht gibt es keinen zweiten Anschlag. Wir marschieren zum Dienstkasten zurück und schleppen müde und übernünftig die drei Püngel. Ehe der Dienst beendet ist, muß die Anzeige erstattet und die Beute gezählt werden. Ja, es war schon ein ganz guter Fang. Fast ein Zentner Tabak und Kaffee ist uns in die Hände gefallen.

(Fortsetzung folgt.)

Vorbei ist des Winters Not und Harm,  
Die Quellen rieseln, die Lust ist warm,  
Hinaus, hinaus in Freie!

Die Blumen spenden süßen Duft,  
Lauf aus dem Wald der Kuckuck ruft,  
O lachender, gold'ner Maie!

# Nooch'n Feterohnd



## Hatt ihr schie Radio?

Von Ernst Verthold, Königswalde i. E.

(Nachdruck verboten.)

Bein Hadstod driebn unnern grufn Birnbaam trotz esu e Stadr sechs Weibsn beisamm un taten — patzsch. 's war in dar Zeit, wu 's Radio noch gung war.

„Hatt ihr a schie Radio, Hannel?“, freget de Staahah-Friize 's Rucker-Hannl. „Wos dä“, mahnet 's Hannl e bisl vrachtlich, „dös uns ämol, wenn mr in bestn Schlof sei, dr Bliß drschlah!“ „Red doch net su olbern“, saht de Friize, „haste schie ämol gehärt, doß dr Bliß ämol än von dan vielen Radionefern drschlogn hot? Obr de kimmst halt a von dan Altoatrischn net lus. Gud nár mol, alle, die mr dohiertn stinne, hobn Radio. Sugar de Schnupp-Miene. Net wahr, Miene, du bist mr dankbar, doß iech dr domols zugeredt hob!“ „Anu freilich“, saht die. „Känn Schriet meh uhne Radio. Wenn in dr Nacht dr Harr Radion foogt: „Gute Nacht, meine Damen, gute Nacht, meine Herren!“, do frei iech mich richtig, weil iech doch a zu dan Damen von Harrn Radion gehär!“

„Iech hob a immer gesah, iech brauch kaa Radio“, mahnet de Friize, „obr do hob iech ämol bei dr Nachbrn 's Fischerlied gehärt un dos hot mr su gut gefallen — mei Franz hot mr geleich su ä Radio kaasn müßn!“

„Anu ja, 's Fischerlied is ganz schie, obr iech hob lieber Musiel, die klassisch is. Bißtr, su e Synphonkonzert mit schiene Ufntürl! Obr iech hob kaa Zeit, 's Nochnittkonzert fängt aa, iech muß gieh, dho iechs net vrapß!“ Un dodrmiet rauschet de Brauer-Gustl fort.

De Friize lachet un mahnet: „De Gustl is gut. Synphonkonzert sogt se un Ufntürl! Die mahnt eppr Synphoniekonzert mit aaner Duvertür! Lachn kánnt mr, wie die alles su lauderwallsch rausbrängt. Obr Hanne, ihr müßt eich sei wárllich su e Radio afschaffen!“

„Freilich, iech löß mr de ganze Stub vrschandln“, gob de Hanne zr Antwort. „Sog mr nár ämol, wie stellst de dir dä die Geschicht vir“, saht de Friize, „du gelabst doch net, doß do aufgegrob'n warn muß, wie bei ener Wasserleitung? Do kimmst e Droht an Wasserhah, dr annere an Bettelstah un de härst de schännste Musiel!“ „Wos“, mahnet sig de Hanne, „háltste mich dä fir esu dumm, doß iech gelaab, in mein altn Bett stadt Musiel drinne? Naa, naa, iech will mit dare Sach nischt ze tue hobn!“

„Obr e Radio is halt ne schiene Sach“, sing de Schnupp-Miene aa, „obr Ruh muß mr drzu hobn un kaane settn Nachbarn wie mir, die gerode do Kadau aafange, wenn wos Schiens gespielt ward. Wos iech mich do schie geargert hob! Do wur ämol in dr Oper dr Ton-Schani (Don Juan) gespielt. Un gerod wie dr Ton-Schani esu schie singt: „Reich mir die Hand, mein Leben“, bláft mei Nachbarn ihrn Maa aa: „Wart nár, befoffnes Luder, ne Hader kriegste an Kopp. Du kimmst emol fir lauter Sauferei offn Gottsacker!“

„Paßt auf, wos mir viring Sunntig passiert is“, tat siechs Bärn-Christl maldn. „Iech hatt ne Taag fir de Hefnklied gemacht un offn Hard gestellt, doß 'r gieh sollt. Mein Alten, dar an sein Tobakastl rimmahrn tat, hatt iech gesah, 'r sollt mirsch sog'n, wenn dr Taag ze giehe asängt. Iech bie nochert in de gute Stub naus un wollt 's Birnmittkonzert aahär'n. Off ämol bláfer mei Alter: „Härschte, komm raus! Dei Taag gieht schie! 'r hot schie Schuh aagezug'n!“ Wie iech nochgud, láßt dar Taag

schie ieberrn Hard runner un in meine Schuh nei, die gerod dort standn. Naa, naa, esu wos!“

„Iech gelaab, do sei alle Mann'n su“, maanet de Schnupp-Miene, „mei Alter is a su Aner. Obr iech hob ne ämol ausgezohlt. Do war mol in Radio e Vortrag ieb'r Burgruine. Mir tat dös gefalln un iech maanet ze mein Alten: „Härschte, mr fahr ämol nooch Frohnaa un gud'n uns ämol de Schradenbarg-Ruine aa. Bißtr dä, wos do mei Alter gefah't hot? „Ze wos dä do ercht nooch Frohnaa fahrn. Wenn iech ne Ruine sah will, brauch iech bluß diech aazegucken!“ Obr do hob iech meist Alten de Raaning gegeigt, doß könnt ihr mr gelaab'n! Net lang drauf war wieder ä Vortrag. Ieberrn Tiergarten in Berlin. Dar Vortrag tat wieder mein Alten gefalln un 'r schlug vir, ne Drasdner Tiergarten ämol azejah. Mr fuhrn a hie nooch Drasdn. Mr warn ihrer sechse. Mir zwäe, mei Schwaster mit ihrn Maa un noch e Paar. Wie mr dort an Eegang zen Tiergartn bezohletn, maanet iech zu dar Gager, dar de Kartn ausgob: „Härnsche, herr Forchtmaaster, sei ihe noch viel Wild-sei in Tiergartn?“ „Rein“, saht dar, „jezt haben wir viel weniger als früher.“ „Na“, saht iech, „wenn se gerod ä grüße Wild-sau brauchn, loß iech se mein Altn do.“ Alle, sugar dr Gager, hobn gelacht, bluß mei Alter net. Su, hob iech zune gesah't, dos war fir de Ruine!“

Ihe kam a de Millichfraa ze Wort un maanet: „'s Schännste an unnern Radio is dös: Seit mr dan Radio hobn, gieht mei Alter in kaa Wärtshaus meh, spielt nimmer Kartn un bleibt drham.“

Dr Hanne tats en Ruf gabn: „Du, Karlina, is dos war, dos mit'n Wärtshaus?“, freget se. „Anu freilich“, saht de Millichfraa. „Na, wenns esu is, do schaff iech mr a Radio aa — vielleicht gewöhnt siech mei Alter nochert a 's Fortgiehe oh!“ — Dodrmiet war Punkt äns dr Tagesordnung erledigt.



## Mei Gärtel!

(Nachdruck verboten.)

Ich ho e schins kläns Gärtel, mei Gärtel is mei Fräd,  
Un war dos net vrfstiehe ka, dar tut mr herzlich läd!

's sieht mei schiens kläns Gärtel su wunnerschie sich a,  
's kimm't ká annrer Garten un selbst ká Schloßpark na!

Denn in män schin klän Gärtel, un dos is net 'rlug'n,  
Ho salber iech jed's Pflanzel mit Müß' un Lieb' gezug'n.

Un in män schin klän Gärtel am Heisel stieht ä Baam,  
Un drunner is ä Bankel, drauf sigt sich's gar bequam!

Wenn ich dann von dr Arbet geg'n Ohnd komm wieder ham  
Seß ich mich in män Gärtel — aufs Bankel, unnern Baam.

Denk ich an meine Kindhät, scheint mir mei ganzes Labn  
Dann wie ä enig-grußer, vorgänglich schiener Traam.

Sinkt hinner Barg un Wäldern de liebe Sonn' dann no,  
Klingt von men Baam im Gärtel dann noch ä Zwitschern ro.

Ihr liebn, golding Bögle, wos wißt ihr von dr Welt  
Un wos uns Menscheninnern oftmols v'r Sorg noch quält?

Statt, doß de Menschen alle in Frieden sich vrtrog'n,  
Do tune se enanner mit Haß un Mißgunst plog'n!

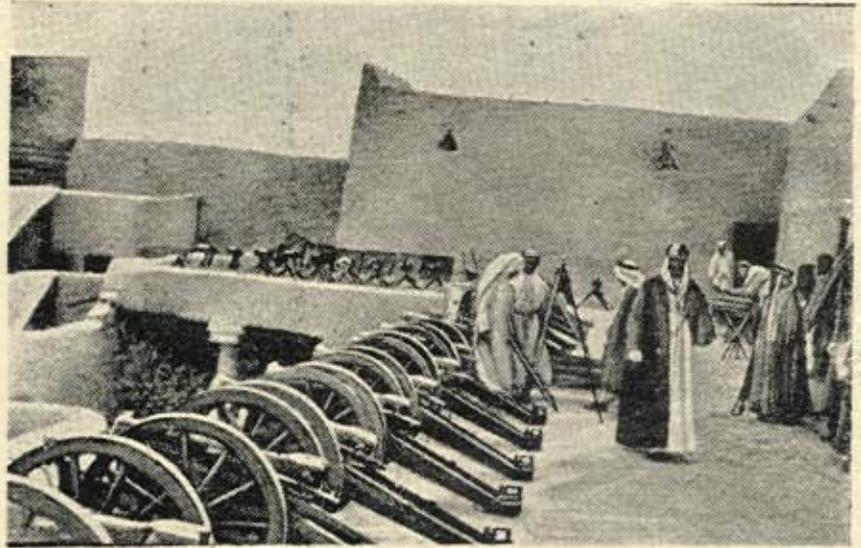
Wie wár'sch of Arden herrlich; dr Herr hot alle gern!  
Wenn nár de Menschen endlich nu emol äinig wár'n!

Felix Filz, Schlettau.

## Bilder aus aller Welt

### Amerika gegen den deutschfeindlichen Boykott

Der deutsch-amerikanische Wirtschaftsausschuß (D.A.W.A.) hat in U.S.A. einen großen Feldzug gegen den Boykott Deutschlands und der deutschen Waren eingeleitet. Der Ausschuß bedient sich hierbei des vorstehenden Wahrzeichens.



### Der Sieger in Arabien.

Der siegreiche Wahabitenkönig Ibn Saud inspiziert erbeutete Kanonen und Maschinengewehre in einer von seinen Truppen eroberten Stadt des Jemen.

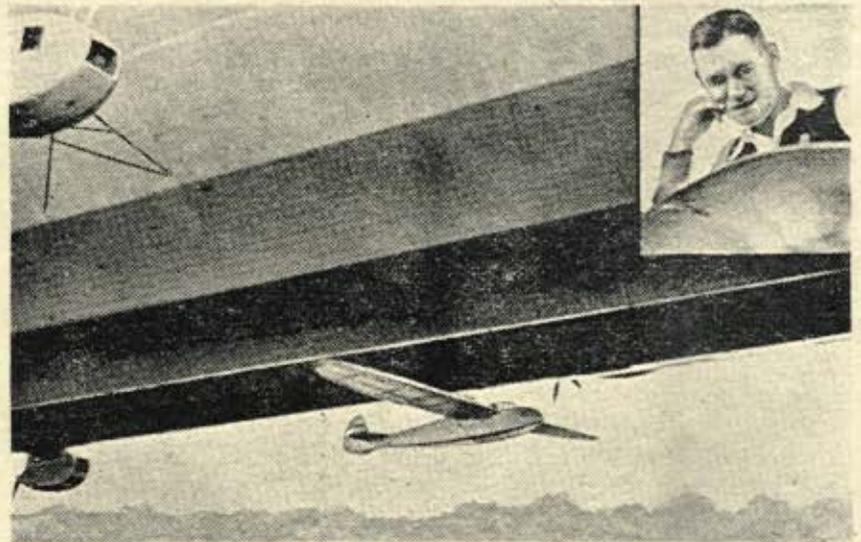


### Lettlands Kampf gegen den Marxismus

Selbstschutz besetzt das Gewerkschaftsgebäude in Riga u. verhaftete fast alle soz. Abgeordneten.

### Der Kriegszustand in Lettland.

Nebenstehendes Bild ist die erste Aufnahme von der Verhängung des Kriegszustandes in Lettland: Militär bewacht eine Eisenbahnbrücke.



### Segelflugzeugstart vom Zeppelin.

Auf der Pfingstfahrt über Deutschland führte „Graf Zeppelin“ ein Segelflugzeug mit sich, um Forschungsflüge des Erich Biegmeyer (im Bilde oben rechts) vom Zeppelin aus durchzuführen. Eine Probe in Friedrichshafen gelang mit vollem Erfolg.

